

Nachruf

Ohne Schnörkel und Schlaufen

Hans Eduard Meier, der die Basisschrift gestaltete und viele Schweizer Schulkinder von der Schnürilschrift erlöste, ist 91-jährig gestorben. **Von Regula Freuler**

W er sich mit seinem Lebenswerk befasst, kommt um Fachjargon nicht herum. Als Hans Eduard Meier, bereits 90-jährig, für eine Druckwerkstatt eine Hausschrift erfand, gab die Zeitschrift «Hochparterre» eine treffende Beschreibung: «Ober- und Unterlängen stehen zur Mittellänge im Verhältnis 1:2:1, Versalien und Ziffern nehmen nur gut zwei Drittel der Oberlänge ein. Charakteristisch sind die rechtwinkligen Abschlüsse bei schrägen Schenkeln, beispielsweise bei A, K, M, R, oder Ausläufen des e, g oder S. Das g hat keinen kleinen Querbalken beim Abschluss, beim K und k berühren die Schenkel den Abstrich, den Stamm, nicht.»

Geboren 1922 im zürcherischen Horgen, wollte der Bub am liebsten Flugzeugingenieur werden. Aber ohne Matura war das nicht möglich. So absolvierte er in den ersten drei Kriegsjahren eine Schriftsetzerlehre. Anschliessend - in Europa herrschte immer noch Krieg - besuchte Hans Eduard Meier die Kunstgewerbeschule Zürich, spezialisierte sich auf Typografie. Diese Leidenschaft pflegte Meier seit seiner Lehre, als er Sprüche in Linol geschnitten und gedruckt hat. Woher die Liebe zur Kalligrafie?, wurde er in einem von vielen Interviews einmal gefragt. Worauf er schulterzuckend antwortete: «Na ja, Schreiben muss doch jeder lernen.»

Direkt nach seinem Abschluss arbeitete er als Grafiker für die Kulturzeitschrift «Du», hängte schliesslich zwei Jahre in Paris an. Nach seiner Rückkehr 1950 in die Schweiz war er Lehrer an der Kunstgewerbeschule und blieb es bis zu seiner Pensionierung. Die Studenten nannten ihn «Schriftenmeier». Er übernahm immer wieder Grafikaufträge, hielt Vorträge in den USA, in Deutschland und natürlich in der Schweiz, publizierte 1959 das Lehrheft «Die Schriftentwicklung», war Dozent für Schriftgestalten am Computer an der ETH Zürich.

Seit den fünfziger Jahren entwickelte er Schriften: Barbedor, Syndor, Oberon, Elysa. Und natürlich die bekannteste, die Syntax. Diese sei aus Abneigung gegen die geometrisch gezeichnete Helvetica entstanden, die sich für lange Texte nicht eigne, wie Meier fand. Sein Ziel war eine moderne und gut



Seine Studenten nannten ihn «Schriftenmeier»: Hans Eduard Meier. (Obstalder, Juni 1994)

leserliche Schrift. Er sandte seine Entwürfe an Schriftgiessereien bis nach Amerika, doch keine wollte sie. Dann zeigte eine in Frankfurt Interesse. Der dortige künstlerische Leiter taufte sie auch auf Syntax. «Er versprach, mir den Sinn dieser Wahl - das Wort heisst ja Satzbau - später einmal zu erklären. Doch er starb vorher», erzählte Meier.

Wofür der Zürcher, der bis letztes Jahr im Glarnerland gewohnt hat, mindestens ebenso berühmt ist, ist die Basisschrift. Diese hatte er als Schulschrift entwickelt. Inspiriert wurde er während des Besuchs in einem Klassenzimmer. Dort erlebte er Schüler über ihre Hefte gefaselt, mit steifen Fingern bemüht, die Schnürilschrift zu lernen.

Diese gründete auf der klassizistischen Schrift des 17. Jahrhunderts und wurde 1947 schweizweit zur offiziellen Schulschrift erklärt. Schreibt man mit Tinte und Feder, erschliesst sich ihr Sinn. Mit Filzstift oder Kugelschreiber hingegen ist sie ein Krampf. Hinter dem Wunsch, sie abzuschaffen, steckt

freilich kein Trauma ihres Schöpfers. «Die Schnürilschrift ist einfach nicht mehr zeitgemäss. All die Schnörkel, Bögen, Schlaufen, die braucht es nicht. Mir tun die Kinder leid, wenn sie so etwas lernen müssen. Nach dem Schulabschluss schreibt ja keiner mehr so.»

Seit 2003 steht die Basisschrift der Lehrerschaft mit Anleitungen und Übungsheften zur Verfügung. Zwei Studien zeigten, dass Schüler dank der Basisschrift lockerer und schneller schreiben und sich geläufiger ausdrücken können als Gleichaltrige mit der Schnürilschrift.

Der Schriftenliebhaber hoffte, seine Schöpfung werde in den Lehrplan 21 aufgenommen und in der Deutschschweiz zur offiziellen Schulschrift erklärt. Dazu wird es wohl nicht kommen. In der Praxis haben jedoch schon fast alle Kantone Meiers Basisschrift oder eine Variante davon eingeführt. Manche, wie Luzern, haben sie variiert. Ihr Erfinder sah das nicht gern, aber er hat nie versucht, dagegen Einfluss zu nehmen.



Frage der Woche an Felix E. Müller

Ist ein Halbkanton Zürich-Stadt eine sinnvolle Idee?

E twa so regelmässig wie das Ungeheuer aus Loch Ness taucht in Zürich die Idee einer Aufteilung des Kantons in zwei Halbkantone auf. Unlängst haben zwei städtische Parlamentarierinnen der SP einen entsprechenden Vorstoss lanciert. 1993 propagierte die damalige SP-Stadträtin Ursula Koch die Trennung von Stadt und Land, noch früher waren es die Grünen.

Die Vorstösse stammen also immer von Vertretern der städtischen Linken. Sie sind Ausdruck der Frustration darüber, dass der bürgerliche Kanton vielfach Widerstand gegen die Pläne der rot-grünen Stadt leistet oder diese gleich torpediert. Im Fall von Ursula Koch entzündete sich der Konflikt um eine Bau- und Zonenordnung, die zulasten von privaten Investoren gegangen wäre. Heute würde die Stadt gerne den Privatverkehr aus der Stadt verbannen und die 2000-Watt-Gesellschaft einführen, was spürbare Eingriffe in das persönliche Leben des Einzelnen brächte. Der Kanton dagegen braucht ein Zentrum, das funktioniert, und nicht eines, das sich abschottet. Deshalb seine Skepsis gegenüber der jetzigen städtischen Exekutive.

Die Forderung nach einem Halbkanton Zürich-Stadt ist ein Schwächzeichen. Immer wenn die Stadt an politischer Durchschlagskraft verliert, wenn sie im Kanton nur noch den Gegner sieht, möchte sie diesem den Rücken zuwenden. Müsste sie aber nicht selbstkritisch zuerst nach eigenen Fehlern suchen? Vielleicht gelingt es schwachen Stadtpolitikern nicht mehr, sich Gehör im Kanton zu verschaffen? Vielleicht sind die verfolgten politischen Ideen zu abseitig? Auf jeden Fall ist es peinlich, dass SP und Grüne zwar für die europäische Einigung sind, aber nicht einmal mehr mit Schlieren und Zollikon den Rank finden wollen.

Die Stadt muss den umgekehrten Weg einschlagen: statt sich abkapseln auf die umliegenden Gemeinden zugehen, um mit diesen gemeinsame Ideen und gemeinsame Projekte zu entwickeln. Ohne Kompromisse geht es dabei nicht, aber sie erreicht damit sicher mehr als mit einer «Ihr könnt uns mal»-Haltung.

Felix E. Müller ist Chefredaktor der NZZ am Sonntag.

51 Prozent

Macht Feminismus sexy?



Nicole Althaus

Haben Sie, geschätzter Leser, eine Partnerin über vierzig, für die Sie sich in der Öffentlichkeit nicht zu schämen brauchen und die Sie immer noch begehren? Dann bedanken Sie sich bei Alice Schwarzer und ihren Mitkämpferinnen. Auch wenn Sie mit Feminismus nicht viel anfangen können und mit emanzipierten Frauen noch weniger, hat die Frauenbewegung immerhin die Altersspanne erweitert, in der die weibliche Bevölkerung Sex-appeal hat. Das zumindest behauptet die renommierte amerikanische Männerzeitschrift «Esquire» und belehrt ihre Leser: «Die Konservativen attackieren den Feminismus stets, weil sie glauben, dass er seine Anhängerinnen weniger attraktiv macht für Männer. Die Wahrheit ist: Erst der Feminismus hat die 42-jährigen Frauen begehrenswert gemacht.» Als Beweis zeigt das Magazin eine Fotostrecke, auf der Cameron Diaz, Leslie Mann und Amy Poehler sowie viel Bein und Décolleté zu sehen sind. Begleitet von einem Text, der erklärt, warum sich Dustin Hoffman, würde «Die Reifepfropfung» heute statt 1967 gedreht, nicht dafür zu schä-

men brauchte, mit der 42-jährigen Miss Robinson geschlafen zu haben. Diese würde nämlich von der tatsächlich 42-jährigen Diaz gespielt, die viel mehr Sex-appeal habe als die damals 36-jährige Anne Bancroft.

Wenn sich jemand schämen muss, dann der «Esquire» für solche Aussagen. Doch mit einem hat die Redaktion recht: Die Klage über behaarte, unappetitliche Weisbilder, welche die Emanzipation hervorgebracht habe, ist so alt wie die Frauenbewegung selbst. Seit Beginn wurden deren Vertreterinnen als hässliche Walküren karikiert, die sich bloss gegen Männer auflehnten, weil sie keinen bekämen. Für den Bruch mit dieser Rezeption rechnete das Männermagazin nicht nur mit guten Verkaufszahlen, sondern erwartete auch Lob von weiblicher Seite. Verdattert musste es aber feststellen, dass es einen wahren «Shitstorm» ausgelöst hatte: Die älteren Besungenen dies- und jenseits des Atlantiks zeigen sich nicht dankbar, sondern entrüstet über die grosszügige, man möchte fast sagen: herrliche Geste, Frauen auch in ihren Vierzigern noch als sextauglich zu taxieren. In Blogs und auf Twitter monieren Autorinnen grosser Zeitungen, dass nicht alle 42-Jährigen aussähen wie Cameron Diaz und Leslie Mann und für den «Esquire» die grosse Masse der mittelalterlichen Frauen unsichtbar bleibe wie eh und je. Tatsächlich hat das Magazin mit seiner Story bewiesen, dass es weder von Frauen über vierzig noch vom Feminismus etwas verstanden hat.

Die Wahrheit ist: 42-jährige Frauen waren durchaus schon attraktiv, bevor sie dem



Der «Esquire» behauptet, der Feminismus habe dafür gesorgt, dass auch Frauen über 42 noch attraktiv seien. Als Beweis druckt die Zeitschrift für Männer eine Fotostrecke mit Cameron Diaz ab.

«Esquire» aufgefallen sind. Sie hatten auch im letzten Jahrhundert Sex und schulden für die späte Entdeckung dieses Facts niemandem Dank. Und dem Feminismus ist es egal, ob Männer Frauen attraktiv, sexy, nett, zärtlich, mütterlich, unweiblich, schlampig, hysterisch oder bossy finden. Es geht im Feminismus nämlich gerade darum, die männliche Definitionsmacht über die Frage, wie, wo und was Frau zu sein hat, zu sprengen.

Es müsste uns Frauen also egal sein, ob Männermagazine Vertreterinnen unseres Geschlechts plötzlich auch mit 40, 50 oder 60 noch gern ausziehen. Mehr als ein mitleidiges Lächeln dürfte die Entdeckung des «Blicks», dass Hefte wie «FHM» und «Playboy» in letzter Zeit mit Carmen Electra, Kate Moss oder Sonja Kirchberger Frauen über vierzig auf dem Cover zeigten, nicht auslösen.

Was uns nicht egal sein darf, ist die Tatsache, dass auch nach fünfzig Jahren Emanzipation der Massstab, mit dem Weiblichkeit vermessen wird, auf Männer kalibriert ist. Männer dominieren die wichtigsten Instanzen, die weibliches Verhalten bewerten: Gerichte, Politik, Universitäten, Kirche, Wirtschaft, Medien. Und sie sind offenbar noch immer der Spiegel, in dem sich Frauen selbst betrachten. Anders ist es nicht zu erklären, dass sich so viele emanzipierte Frauen, mich eingerechnet, über einen dummen Artikel in einem Männermagazin echauffern können.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin der Zeitschrift «Wir Eltern».

Strittis Schlagzeile

Zur den Sanktionen nach dem Flugzeugabsturz in der Ukraine.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GGK in Zürich.